

Alice Miller
Das Drama des begabten Kindes
und die Suche
nach dem wahren Selbst

Suhrkamp Verlag

INHALT

Vorwort	7
Das Drama des begabten Kindes und die narzißtische Störung des Psychoanalytikers	
Einleitung	17
Das arme reiche Kind	19
Die verlorene Welt der Gefühle	21
Auf der Suche nach dem wahren Selbst	32
Die Situation des Psychoanalytikers	42
Schlußbemerkungen	50
Nachtrag	54
Depression und Grandiosität als wesens- verwandte Formen der narzißtischen Störung	
Einleitung	57
Schicksale der narzißtischen Bedürfnisse	58
I. <i>Gesunder Narzißismus</i>	60
II. <i>Die narzißtische Störung</i>	63
1. <i>Grandiosität</i>	68
2. <i>Die Depression als Kebrseite der Grandiosität</i>	73
Die Sage von Narzissos	83
Depressive Phasen während der Analyse	84
1. <i>Signalfunktion</i>	85
2. <i>»Sich-Überfahren«</i>	86
3. <i>Mit starken Affekten »schwanger geben«</i>	86
4. <i>Auseinandersetzung mit den Introjekten</i>	87
Das innere Gefängnis und die analytische Arbeit	88
Ein sozialer Aspekt der Depression	97
Berührungspunkte mit einigen Theorien über Depression	101

36. bis 45. Tausend 1979

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1979

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Ebner Ulm

Printed in Germany

Die Demütigung des Kindes, die Verachtung der Schwäche, und wie geht es damit weiter. Beispiele aus dem Alltag . 109

Die introjizierte Verachtung im Spiegel der Psychoanalyse

I. Die gebrochene Artikulierung des Selbst im Wiederholungs- zwang	126
II. Die Perpetuierung der Verachtung in der Perversion und in der Zwangsneurose	137
III. Das »Verdorben« in der Kinderwelt von Hermann Hesse als Beispiel des konkreten »Bösen«	148
IV. Die Mutter der ersten Lebensjahre als Medium der Gesell- schaft	159
V. Die Einsamkeit des Verachtenden	164
VI. Befreiung von den verachtenden Introjekten	172
Zitierte Werke	181

»Wenn ein Narr einen Stein ins Wasser wirft«, sagt ein altes Sprichwort, »dann können ihn hundert Gescheite nicht herausholen.« Darin spiegelt sich die Verzweiflung des Gescheiten angesichts der Dummheit. Aber ein unbefangenes Kind, das noch nicht verlernt hat, in Bildern zu denken, könnte vielleicht fragen: Warum müssen sich denn die hundert Gescheiten so anstrengen, um diesen einen Stein herauszuholen, wenn doch die Welt voller Steine ist? Warum schauen sie sich nicht um? Vielleicht fänden sie dann neue Schätze, die ihnen entgehen, während sie so eifrig und vergeblich im Wasser suchen?

Ähnlich scheint es uns mit dem Wort »Narzißmus« zu gehen. Wie kaum ein anderes als wissenschaftlicher Begriff gebrauchtes Wort hat es Eingang in die Alltagssprache gefunden, aus der es nun für die Wissenschaft schwer zu retten ist. Und wir geraten immer deutlicher in einen seltsamen Teufelskreis: je mehr und je redlicher sich die Psychoanalytiker bemühen, den Begriff »Narzißmus« zu vertiefen, zu erhellen und zu differenzieren, um ihn in ihrer Wissenschaft verwenden zu können, um so anziehender wird er – auch für die Alltagssprache –, wodurch er ein so hohes Maß an Vieldeutigkeit gewonnen hat, daß er für eine präzise psychoanalytische Begriffsbildung kaum mehr zu gebrauchen ist.

Mit dem Wort »Narzißmus« in der Substantivform kann nach Belieben sowohl ein *Zustand*, ein *Entwicklungsstadium*, ein *Charakterzug*, als auch eine *Krankheit* bezeichnet werden. Am ehesten eignet sich deshalb das Wort noch als Adverb oder Adjektiv, dann läßt sich durch Ergänzungen einigermaßen präzisieren, was damit gemeint ist. Neben der Vieldeutigkeit, die das Wort bereits in der Fachliteratur kennzeichnet, erhält es von der Alltagssprache eine zusätzliche emotionale Färbung. So haften an ihm die Bedeutungen von: »in sich verliebt«, »ständig mit sich beschäftigt«, »egozentrisch«, »zur Objektliebe nicht fähig«, »egoistisch«. Sogar Psychoanalytiker sind von dieser negativen emotionalen Wertung nicht immer frei, auch wenn sie versuchen, dem Wort »Narzißmus« Neutralität zu verschaffen.

Bleiben wir aber eine Weile bei der negativen Bewertung. Was ist eigentlich Egoismus? Der fünfzehnjährige Gymnasialschüler Freud schrieb in sein Aphorismenheft, der schlimmste Egoist sei der Mensch, dem es noch nie in den Sinn gekommen ist, daß er ein Egoist sei. Viele Menschen erreichen diese Weisheit des fünfzehnjährigen Freud nicht einmal im hohen Alter und glauben wirklich, daß sie ohne eigene Bedürfnisse sind, nur weil sie sie nicht kennen.

Unsere Verachtung für den »Egoisten« beginnt sehr früh. Ein Kind, das die bewußten oder unbe-

wußten Wünsche der Eltern erfüllt, ist ein »gutes« Kind; wenn es sich aber weigert, dies immer zu tun und eigene Wünsche hat, die den elterlichen zuwiderlaufen, wird es als egoistisch und rücksichtslos bezeichnet. Den Eltern fällt es meistens nicht ein, daß sie das Kind brauchen, damit es *ihre* (egoistischen?) *Wünsche* erfülle, sondern sie sind des festen Glaubens, daß sie es erziehen müssen, weil es ihre Pflicht sei, ihm bei der »Sozialisation« zu helfen. Will ein so erzogenes Kind die Liebe der Eltern nicht verlieren (und welches Kind kann sich das leisten?), so wird es sehr früh »teilen«, »geben«, »Opfer bringen« und »verzichten« lernen, lange bevor ein echtes Teilen und ein wahrer Verzicht überhaupt möglich geworden sind. Ein Kind, das neun Monate lang gestillt wurde, will nicht mehr an der Brust trinken, man muß es nicht erst dazu erziehen, auf die Brust zu »verzichten«. Ein Kind, das lange genug »egoistisch«, »habgierig«, »asozial« sein durfte, bekommt von selbst einmal *spontane Freude am Teilen und Geben*; ein für die Bedürfnisse der Eltern »erzogenes« Kind erlebt diese Freude vielleicht nie, auch wenn es mustergültig und pflichtbewußt teilt und gibt und darunter leidet, daß die anderen nicht auch so »gut« sind wie es selbst. So erzogene Erwachsene werden versuchen, ihren eigenen Kindern diesen »Altruismus« wieder so schnell wie möglich »beizubringen«, was bei begabten

Kindern sehr leicht ist. Aber um welchen Preis! Das Wort »Egoismus« verliert seine Eindeutigkeit, wenn man genauer hinschaut. Ähnlich verhält es sich mit dem »Respekt für die Anderen«, den man oft den »ichbezogenen« Menschen abspricht. Wenn eine Mutter sich selbst und ihr Kind vom ersten Tag seines Lebens an respektieren kann, braucht sie dem Kind niemals »Respekt beizubringen«, es wird gar nicht anders können, als sich und den anderen Menschen ernstzunehmen. Aber eine Mutter, die seinerzeit von ihrer Mutter nicht als das, was sie war, ernstgenommen wurde, wird versuchen, sich mit Hilfe der Erziehung Respekt zu verschaffen. Die tragischen Schicksale eines solchen »Respekts« werden in diesem Buch beschrieben.

Auch die anderen moralisierenden Bewertungen verlieren ihre Selbstverständlichkeit, wenn man ihrem Ursprung nachgeht.

Die übliche Gegenüberstellung von Selbstliebe und Objektliebe entspringt der naiven, unkritischen Alltagssprache. Auf dem Boden einer reflektierenden Haltung ist es nämlich undenkbar, daß man andere Menschen wirklich liebt (und nicht nur braucht), wenn man sich selber so, wie man ist, nicht lieben kann. Und wie soll man das können, wenn man von Anfang an nicht die Möglichkeit hatte, seine eigenen wahren Gefühle zu leben und sich so zu erfahren.

Den meisten sensiblen Menschen bleibt ihr wahres Selbst tief und gründlich verborgen. Wie kann man etwas lieben, das man nicht kennt und das nie geliebt worden ist? Viele begabte Menschen leben völlig ahnungslos über ihr wahres Selbst, vielleicht verliebt in ihr idealisiertes, angepaßtes, falsches Selbst – es sei denn, die Depression signalisiert ihnen den Verlust, oder sie werden in der Psychose brüsk mit ihrem wahren Selbst konfrontiert, dem sie wie einem Fremden hilflos ausgeliefert sind.

In den folgenden drei Aufsätzen, in denen ich den Ursprüngen des Selbstverlustes näherzukommen versuche, verzichte ich bei der Beschreibung von klinischen Bildern auf den Begriff »Narzißmus«. Ich spreche nur gelegentlich vom gesunden Narzißmus, um den Idealfall einer genuinen Lebendigkeit, eines freien Zugangs zum wahren Selbst, zu den echten Gefühlen, zu bezeichnen. Im Gegensatz dazu steht die »narzißtische Störung«, d. h. die »*Isolierhaft*« *des wahren Selbst* im Gefängnis des falschen, die ich aber nicht als Krankheit, sondern als *Tragik* verstanden wissen möchte. Es ist u. a. ein Interesse dieses Buches, von werten, isolierenden und deshalb diskriminierenden Begriffen loszukommen.

In der Hoffnung, die größten Mißverständnisse vermeiden zu können, möchte ich klarstellen, daß meine Gedanken über Entstehung und Behand-

lung narzißtischer Störungen in keinem Gegensatz zur Triebtheorie stehen. Die Freudsche Entdeckung der kindlichen Sexualität und seine Studien über Tribschicksale, die von Abraham, Ferenczi u. a. fortgesetzt wurden, behalten für mich ihre Gültigkeit. Aber die Arbeit an den Triebkonflikten des Patienten setzt ein lebendiges wahres Selbst als *Subjekt der Triebwünsche* voraus. Das scheint unseren Patienten zu fehlen. Wenn ich auf die letzten zwanzig Jahre meiner Tätigkeit mit dem heutigen Verständnis für die Zusammenhänge zurückblicke, kann ich keinen Analysanden finden, bei dem die Fähigkeit, seine echten Gefühle zu erleben, nicht in hohem Maße beeinträchtigt gewesen wäre. Ohne diese Basis bleibt aber jede »Verarbeitung« der Triebkonflikte illusorisch, d. h. sie vergrößert das intellektuelle Wissen des Patienten und stärkt unter Umständen seine Abwehr, ohne seine Gefühlswelt zu tangieren. Schlägt man aber zunächst den Weg ein, den uns z. B. die Arbeiten von Winnicott eröffnen, dann gewinnt der Patient mit seiner Lebendigkeit auch seine *Erlebnisfähigkeit* wieder und kann sich dann den verdrängten Triebkonflikten aussetzen, die nun mit Sicherheit von selbst auftauchen und mit größter Intensität erlebt werden.

Wenn ich also in den drei Aufsätzen u. a. versuche, meine Art des Umgangs mit narzißtischen Störungen zu schildern, so ist damit keine Alter-

native zur klassischen Psychoanalyse gemeint, sondern im Gegenteil: es wird *im Rahmen der Psychoanalyse* ein Weg gesucht, auf dem der Patient seine früh verlorene authentische Lebendigkeit wiedergewinnen und sein wahres Selbst finden kann.